

HENSCHEL-BLÄTTER



Werkszeitung
der
Henrichshütte-Hattingen



1. Jahrgang.

Zuschriften sind zu richten an
Henschel & Sohn G. m. b. H. Henrichshütte,
Abteilung Schriftleitung der Henschel-Blätter.

20. August 1926

Die „Henschel-Blätter“ erscheinen jeden 2. Freitag.
Nachdruck nur mit Quellenangabe u. Genehmigung
der Hauptabteilung gestattet

Nummer 15.

Von der Wohnungswirtschaft und dem Wohnungsbau.

In einer unserer letzten Ausgaben hatten wir bereits einleitend bemerkt, daß während des Krieges der Wohnungsbau im allgemeinen deshalb stilllag, weil die Bauhandwerker und auch die Baumaterialien für Rüstungsbauten notwendig waren. Die Hoffnung, daß nun nach Kriegsende 1918 der Wohnungsbau wieder einsetzen würde, erfüllte sich leider nicht. Der Grund hierfür lag in erster Linie darin, daß infolge der einsetzenden Teuerung die Baukosten ganz außergewöhnlich in die Höhe gingen, die Mieten dagegen durch die Zwangswirtschaft niedriger gehalten wurden, und damit jede Grundlage für eine Verzinsung des Baukapitals fehlte. Da also die natürliche Belebung der Wohnungswirtschaft nicht möglich war, wurde versucht, dieselbe durch Gewährung von

Ueberteuerungsbeihilfen und Darlehen aus öffentlichen Mitteln zu heben. Diese Maßnahmen im Einzelnen zu behandeln, würde zu weit führen. Es soll nur darauf hingewiesen werden, daß die Erfolge nicht den gewünschten Umfang und vor allen Dingen nicht den erwarteten Nutzen für die Allgemeinheit gehabt haben. Durch diese Zuschüsse und Darlehen auf öffentlichen Mitteln wurden vielfach solche Leute zum Bauen angeregt, welche keinerlei oder nur geringe eigene Mittel besaßen. Ein Risiko war für sie nicht gegeben, weil sie nichts zu verlieren hatten. Die Inflation sorgte dann dafür, daß die Darlehen später sehr entwertet zurückgezahlt wurden und der Bauherr ein schuldenfreies Eigentum sein eigen nennen konnte.

Er brauchte dementsprechend keine Zinsen zu zahlen und die Folge hiervon war, daß er seine eigenen Wohnungsansprüche sehr weit ausdehnen konnte. Man sah deshalb allgemein die Notwendigkeit ein, andere Maßnahmen zu treffen und kam auf den Gedanken, den Althausbesitz mit einer Steuer zu belegen und dafür die Mieten entsprechend zu erhöhen. Aus den Erträgen dieser Steuer, der sogenannten Hauszinssteuer, sollten dann Baudarlehen zu einem niedrigen Zinsfuß gegeben werden. Man ging hierbei von der Erwägung aus, daß die Mieten allmählich wieder normale Höhe erreichen müßten. Diese Erhöhung soll aber nicht den Hausbesitzern zugute kommen, weil diese durch die Inflation zum größten Teil die auf den Häusern ruhenden Hypotheken teils ganz und teils zum größten Teil losgeworden sind. Ob es nicht richtiger gewesen wäre, die Mieten auf den normalen Stand zu bringen und sie dem Hausbesitzer ganz zu lassen, wodurch dieser wiederum in die Lage versetzt worden wäre, seine Hypotheken voll aufzuwerten, soll nicht näher erörtert werden. Jedenfalls würden hierdurch erhebliche Mittel den Hypothekengläubigern (in erster Linie den Sparkassen) wieder zugeflossen sein, welche zweifellos auch wieder zum allergrößten Teil auf dem Bauparkt Verwendung gefunden hätten. Eine Belebung des Wohnungsbaues würde wahrscheinlich in viel größerem Umfang erfolgt sein, als dies durch die Hauszinssteuer-Darlehen geschehen ist bezw. geschieht. Es dürfte wohl in den weiten Bevölkerungsschichten noch wenig

bekannt sein, daß nicht sämtliche durch die Hauszinssteuer aufkommen- den Mittel zur Förderung des Wohnungsbaues verwandt werden, sondern bisher nur 40 Prozent, nach den neuen Bestimmungen etwa die Hälfte. Der übrige Teil fließt den Ländern und Gemeinden für Verwaltungszwecke zu.

Allgemein wird es nun interessieren, wie hoch sich heute die Baukosten stellen und welche Lasten für neuerbaute Wohnungen heute aufzubringen sind.

Ein Einfamilienhaus mit: Küche, 1 Zimmer, Spülküche und Stallung im Erdgeschoß, 2 Zimmer und 1 Kammer im Obergeschoß von zusammen etwa 80 Quadratmeter Wohnfläche kostet heute einschl. Bauplatz von etwa 50 Ruten rund 10 000 Mk. Nehmen wir nun an, daß für ein solches Haus ein Hauszinssteuer-Darlehn von rund 5000 Mk. bewilligt

wird, so muß der Erbauer noch 5000 Mk. anderweitig beschaffen und verzinsen. Die jährliche Belastung wird sich dann wie folgt stellen:

1. 5000 Mk. Hauszinssteuer-Darlehn, 3% Zinsen und 1% Tilgung 200 Mk.
 2. 5000 Mk. eigenes und geliehenes Kapital, 8% Zinsen und 1% Tilgung 450 Mk.
 3. Für Unterhaltungskosten, mit welchen auch in den ersten Jahren zu rechnen ist rd. 50 Mk.
 4. Für Wassergeld, Steuern, Schornsteinfegergeld, Feuer-versicherung usw. rd. 50 Mk.
- Zusammen 750 Mk.

Das sind monatl. 62,50 Mk.

Das ist natürlich eine Belastung, die ein Arbeiter im allgemeinen nicht aufbringen kann. Es sind deshalb für die ersten Jahre verschiedene Vergünstigungen u. Ermäßigungen der Zinsen für die Hauszinssteuer-Darlehen vorgesehen, und zwar wird der Zins-

fuß auf 1% herabgesetzt und die Tilgung nicht erhoben. Außerdem werden die Grundvermögenssteuern vorläufig nicht erhoben. Hierdurch verringern sich die Lasten um etwa 170.— Mk. jährlich oder monatlich um rd. 14.— Mk. auf 48,50 Mk. Aber auch dieser ermäßigte Betrag ist noch etwa doppelt so hoch wie eine gleichwertige Wohnung in einem sogenannten Altwohnhaufe kostet. Etwas günstiger stellt sich die Rechnung, wenn ein Kriegesbesädigter oder kinderreicher Familienvater die vorgesehenen Zuschahypotheken aus der Hauszinssteuer erhält, weil er dann nicht soviel anderes Baukapital so hoch verzinsen braucht. Für diese Zuschahypotheken wird aber die vorläufige Ermäßigung der Zinsen und Fortfall der Tilgung nicht gewährt.

Auch wenn jemand das Haus etwas größer baut (6 Zimmer statt 4) und hierfür ein Hauszinssteuerdarlehn von 7000 Mk. erhält, stellt sich die Belastung etwas günstiger. Vor allen Dingen ist der Bauherr dann in der Lage, zwei Zimmer zu vermieten, wodurch sich für ihn eine Erleichterung in den Lasten ergibt.

Die vorstehenden Ausführungen zeigen, daß diejenigen Leute, welche heute bauen, auch wenn sie Hauszinssteuer-Darlehn erhalten, doch größere Opfer bringen müssen, als wenn sie Mieter geblieben wären. Es ist aber zu begrüßen, daß sich trotzdem Leute finden, die diese Opfer auf sich nehmen und so zur Linderung der Wohnungsnot beitragen.

Erk.



Hochofenabstich.

Wirtschaftlicher Rundfunk.

Die Besserung unserer wirtschaftlichen Lage hat weiterhin angehalten. Durch die Fortdauer des englischen Streikes ist der Kohlenverbrauch in den zur Zeit von Deutschland aus belieferten Gebieten weiter im Steigen begriffen. Das Beste daran ist die weitere Verminderung unserer Halbenbestände, die wöchentlich um durchschnittlich 100 000 Tonnen geringer werden. Einen Vorteil aus dieser Lage zieht natürlich auch das Frachtengeschäft, insbesondere die Eisenbahnen und die Schiffsahrtsgesellschaften. Auch aus der Eisenindustrie wird eine weitere Belebung des Marktes gemeldet. Die feste Stimmung, welche in der letzten Zeit dort vorhanden war, hat weiter angehalten. Während sich das Auslandsgeschäft zusehends schneller entfaltet, entwickelt sich hier jedoch, wie auch auf dem Kohlenmarkte, das Inlandsgeschäft nur sehr langsam und schleppend. Erst nach Beendigung des englischen Streikes wird sich zeigen, ob eine wirkliche Besserung der Marktverhältnisse, vor allem des Inlandsmarktes eingetreten ist und in welchem Maße die deutsche Eisen- und Kohlenindustrie in den jetzt von ihr und früher von England belieferten Gebieten Fuß gefaßt hat.

Es haben inzwischen weitere Verhandlungen wegen der Durchführung des großen Arbeitsbeschaffungsprogramms der Reichsregierung für die Erwerbslosen stattgefunden, welche die alsbaldige Inangriffnahme größerer Arbeiten erwarten lassen. Man ist zur Zeit damit beschäftigt, die notwendigen Geldmittel bereitzustellen und einen Plan, insbesondere über die Herstellung größerer Wohnungsmengen zu entwerfen, um so den über 100 000 noch jetzt erwerbslosen Bauarbeitern Arbeit zu geben.

* * *

Das bei weitem wichtigste wirtschaftliche Ereignis der letzten Zeit ist der Abschluß des Handelsabkommens mit Frankreich. Es ist nach mehr als zweijähriger Tätigkeit nunmehr endlich gelungen, etwa die Hälfte aller Fragen, die zwischen den beiden Ländern zum Gegenstand eines Handelsvertrages gemacht werden sollten, zu regeln. Das Abkommen, welches am 20. August in Kraft tritt, ist zunächst auf 6 Monate abgeschlossen.

Beide Länder sind sich, so gut es ging, entgegengekommen. Ein jedes hat versucht, seine Belange zu wahren. Jedenfalls ist durch dieses Abkommen eine bedeutend größere Uebersichtlichkeit in die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich gelangt, die allerdings auch ziemlich notwendig war. Die größte Schwierigkeit bei den Verhandlungen bestand in der schwankenden französischen Währung, die man sich jetzt mit aller Kraft bemüht, in Ordnung zu bringen. Die deutsche Regierung steht auf dem Standpunkt, daß die Interessen der Landwirtschaft in diesem Teilabkommen gewahrt sind, insbesondere dadurch, daß Frankreich in der Weinfrage keinerlei Konzessionen gemacht worden sind. Weiter wurde für Äpfel nicht die Meistbegünstigung gewährt, sondern nur eine Ermäßigung der autonomen Sätze von 6 auf 3 RM., während Italien ein Satz von 2 RM. bewilligt worden ist. Auf industriellem Gebiet beschränken sich die Konzessionen Deutschlands auf die Einfuhr von Seide und Automobilen. Diese Konzessionen sind nach Verständigung mit den betreffenden Industriezweigen gemacht worden. Für Automobile ist die Meistbegünstigung gewährt. Die Konzessionen, die Deutschland hierfür eingetauscht hat, sind vielseitig. Sie betreffen Maschinen, Elektro-, Leder- und Spielwaren und anderes mehr.

Aus diesem vorläufigen Abkommen soll sich, so ist es beabsichtigt, baldigst ein endgültiger Handelsvertrag zwischen Deutschland und Frankreich entwickeln. Inzwischen ist man auch auf diesem Gebiete einen großen Schritt vorwärts gekommen, wenn die Rohstahlgemeinschaft zwischen den westeuropäischen Ländern, Deutschland, Frankreich, Belgien und Luxemburg unter Dach und Fach gebracht sein wird, womit in allernächster Zeit sicher gerechnet wird. Durch diese Interessengemeinschaft wird es möglich sein, der amerikanischen Konkurrenz energisch die Spitze zu bieten und zu vernünftigen Preisen gemeinsam auf dem Weltmarkte vorzugehen. Das Zustandekommen dieser Rohstahlgemeinschaft wird vielfach als ein erster Schritt auf dem Wege der „Vereinigten Staaten Europa“ angesehen. Jedenfalls ist soviel sicher, daß ein Zusammengehen auf diesem Gebiete mit Frankreich und den übrigen Ländern für Deutschland nur von dem allergrößten Nutzen sein kann.

* * *

Die verzweifeltsten Anstrengungen, welche Frankreich um die Befestigung seiner Währung macht, sind auch bei uns dem größten Interesse begegnet. Der jetzt in Belgien und Frankreich sich abspielende Kampf um den Franken ist vielleicht die letzte Etappe in der Entwicklung, die durch das Versailler Diktat alle als wahr und unabänderlich erkannten po-

Alkohol und Nikotin - sind des Teufels Medizin.

litischen und wirtschaftlichen Gesetzmäßigkeiten einfach auf den Kopf gestellt hat. In der Entwicklung, die endlich doch einmal zur Vereinigung der Weltwirtschaft und der Weltpolitik vom Versailler Vertrag führen muß, kann vielleicht die Frankeninflation unter Umständen sogar den Beginn des Anfanges der Liquidierung des Weltkrieges bilden. Besonders wichtig ist dabei, daß Frankreich und Belgien in ihren Bemühungen um die Frankenstabilisierung nicht mehr wie früher das englische und amerikanische Kapital auf ihrer Seite haben. Die französische und belgische Regierung glauben anscheinend immer noch, daß die Rettung des Franken eine innere Angelegenheit ihrer Länder sei. Tatsächlich jedoch wird die Entwicklung des Franken



in mindestens ebenso starkem Maße von den Hauptkapitalzentren London und New York bestimmt, die immer wieder versuchen werden, den Franken zu drücken, um auf diese Weise endlich von Frankreich den Mut zu den zwangsläufig notwendig gewordenen finanziellen, wirtschaftlichen und politischen Maßnahmen zu erzwingen. Je länger sich Frankreich gegen diese Entwicklung wehrt, desto eher wird der Zustand eintreten, den die französische Regierung gern vermeiden möchte, nämlich die Einführung eines Dawes-Planes in Frankreich. Denn in dem Kampf um den Franken handelt es sich nicht um die Rettung bzw. um die Stabilisierung der Währung, sondern vor allem um eine Entscheidung über die Frage, ob Frankreich genau wie Deutschland einem Dawes-Plane ausgeliefert werden soll oder nicht. Daß Frankreich diese Dawesierung vermeiden möchte, ist schon deshalb verständlich, weil mit diesem Augenblick automatisch die bisher an Polen, an die kleine Entente usw. gezahlten Unterstüzungen, die Frankreich zur Aufrechterhaltung seiner politischen Vormachtstellung unentbehrlich schienen, weggallen müßten. Auch befürchtet Frankreich ganz mit Recht Preiserhöhungen und damit konkurrenzerwerbende Folgen. Seinem Schicksal wird Frankreich jedoch nicht entgehen. Es ist möglich, daß der Franken sich mit Hilfe der neuen Steuern von 6 Milliarden Franken noch einige Zeit halten wird; sein weiterer Abrutsch läßt sich aber schon deshalb nicht vermeiden, weil der Staatshaushalt, der bei einem Wert von 100 Franken für 1 Pfd. Sterling aufgestellt worden ist, sich überhaupt nicht mehr ins Gleichgewicht bringen läßt, weil der Franken sich um über das Doppelte verschlechtert hat, während die Einnahmen nur um ein Drittel erhöht worden sind.

Von besonderer Wichtigkeit wird die Frankenentwicklung für Deutschland sein. Die Frankenstabilisierung ist unlösbar verbunden mit dem deutschen Reparationsproblem und mit der Wiederherstellung des europäischen Wirtschaftsgleichgewichtes. Das Reparationsproblem ist deswegen so besonders kompliziert, weil in ihm wirtschaftliche und politische Dinge gleichmäßig enthalten sind. Es ist anzunehmen, daß die französische Regierung bei ihren Schuldenverhandlungen mit England und den Vereinigten Staaten auf die deutsche Reparationsregelung Bezug nehmen und von ihr die Höhe der französischen Leistungen abhängig zu machen versuchen wird. Weiter ist so gut wie sicher, daß Poincaré zwar keine unmittelbare politische Aktion gegen Deutschland vorzunehmen riskieren wird, daß er aber zum mindesten versuchen wird, sein Nichteingreifen durch irgendwelche Konzession Deutschlands sich bezahlen zu lassen. In allen diesen Dingen ist schärfste Aufmerksamkeit schon deshalb geboten, weil die jetzt kommenden Entscheidungen auf manchen wichtigen Gebieten wahrscheinlich Endgültiges schaffen werden. Daß Deutschland keine Konzession machen darf, ohne vollwertige Gegenleistungen zu bekommen, ist selbstverständlich. Ebenso selbstverständlich sollte aber auch ein Hinweis darauf sein, daß Deutschland in diesen Dingen sich nicht die Führung aus der Hand nehmen lassen darf, sondern daß es von Anfang an versuchen muß, die Entwicklung so zu lenken, wie sie dem deutschen Interesse am besten entspricht.

Dux.

Was ist Bildung?

Vor kurzem fuhr ich im Eisenbahnabteil durch die fruchtbare nieder-rheinische Landschaft. Wogende Kornfelder, saftiggrüne Wiesen, dunkle Wälder glitten an meinem Auge vorüber. Die beiden jungen Leute mir gegenüber schienen keinen Sinn zu haben für die Schönheit des sonnigen Tages; sie hatten ein illustriertes Blatt vor sich und versuchten ein Kreuzwort-rätsel zu lösen. Nach langer Mühe kamen sie auch so ziemlich zurecht. Nur die Namen eines griechischen Gottes und eines Flusses in Asien konnten sie nicht finden. Schließlich legten sie das Blatt hin, und der eine leuchtete, indem er sich eine neue Zigarette anzündete: „Ja, ja, zum Kreuzwort-rätsel gehört ein gut Stück Bildung.“

In diesen Worten spricht sich die Ansicht aus, daß Wissen und Bildung dasselbe sei. Man begegnet häufig dieser Meinung. Wer von allen Dingen gehört hat und davon mitreden kann, gilt als gebildet. Dabei sind manchmal die Kenntnisse sehr oberflächlich. Andere haben zwar eine große Menge Wissensstoff in ihrem Gedächtnis angehäuft, aber ihr Fühlen und Wollen wird nicht dadurch beeinflusst. Es geht ihnen wie jemandem, der zuviel gegessen hat und dem nun die Speisen unverdaut im Magen liegen. Solche Menschen besitzen zwar viel Wissen, aber wenig Bildung. Am sichersten erkennt man sie daran, daß sie eingebildet und hochmütig auf andere herabsehen. Bildung besteht also nicht in einer bloßen Häufung von Wissen; wir werden aber hernach sehen, daß man doch ein gewisses Maß von Wissen besitzen muß, wenn man als gebildeter Mensch gelten will.

Weit verbreitet ist der Irrtum, die Bildung zeige sich in einem „feinen“ Benehmen. Der Mensch ist nach seiner Veranlagung ein geselliges, ein soziales Wesen. Im Verkehr der Menschen untereinander haben sich gewisse Umgangsformen herausgebildet, die sich im Laufe der Jahrhunderte oftmals geändert haben. Immer aber waren sie der Ausdruck guter Sitten, der Höflichkeit, der Rücksichtnahme auf die andern. Darum haben diese Umgangsformen einen hohen sittlichen Wert, und die Menschen können garnicht ohne sie auskommen. Aber sie sollen wahr und echt sein, nicht bloß etwas äußerlich Angeklebtes. Man kann die Form der Begrüßung, das gute Benehmen bei Tische, die Weise des Gesprächs erlernen. Diese Dinge sind gut und schön; nur soll man nicht glauben, daß sie die Bildung ausmachen. Gerade in der Nachkriegszeit haben wir ja genug Beispiele solcher Scheinbildung erlebt, die lediglich

auf einer gewissen Beherrschung gesellschaftlicher Formen beruhte. Man braucht nur an die allbekannte „Familie Raffke“ zu denken.

Es ist eben garnicht so leicht, das Wesen wahrer Bildung anzugeben. Ich las von einem Landmädchen, das von seiner Dienstherrschaft sagte: „Das ist eine gebildete Frau; sie war immer gütig und geduldig mit mir.“ In diesen Worten ist eines der wichtigsten Merkmale des gebildeten Menschen angegeben. Nichts anderes ist es, wenn unser großer Dichter Goethe sagt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut; denn das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen.“ Und ein anderer Dichter, Lessing, hat einmal gesagt: „Der mitteilidigste Mensch ist der beste.“

Edles Menschentum, Liebe zu den Mitmenschen, Takt und Zartgefühl — das ist Bildung des Herzens.

Solche Liebe aber fließt nur aus dem Wissen. Zwar kommt es nicht darauf an, was einer weiß, sondern darauf, daß er in keinem Fach ein gründliches Wissen hat, daß er innerhalb seines Lebenskreises mit sicherem Urteil zu den Dingen Stellung nehmen kann. Ganz einfach kann man's so ausdrücken: Gebildet ist, wer seine Sache versteht. Das ist also Berufsbildung. Darüber hinaus ist noch eine gewisse Allgemeinbildung notwendig. Jeder Mensch muß vom Staatsleben, von der Geschichte der Menschheit, von den Vorgängen in der Natur, von den großen Schöpfungen der Dichtung und der übrigen Künste etwas wissen. Nur wenn man alle drei Gebiete der sittlichen, der praktischen und der allgemeinen Bildung in Betracht zieht, kann man sagen, ob jemand gebildet ist oder nicht. Aus unserem Gedankengang ergibt sich, daß echte Bildung kein Vorrecht der sogenannten höheren Gesellschaftskreise ist, sondern daß es gebildete Menschen in allen Ständen gibt, auch unter den Handarbeitern. Ich habe Arbeiter kennen gelernt, vor deren Geistes- und Herzensbildung man die größte Hochachtung haben konnte.

Es gibt auch keine besondere Arbeiterbildung, keine proletarische Bildung, wie man den Arbeiter oft glauben machen möchte. Bildung, wie wir sie auffassen, ist nicht an Rang und Stand gebunden; sie ist Allgemeingut, nicht Standesgut.

Lagarde, einer unserer großen Erzieher, hat einmal gesagt: „Jeder Mensch ist eine Bereicherung seines Volkes, und darum muß es Aufgabe der Bildung sein, aus ihm das zu machen, was irgend aus ihm gemacht werden kann.“

Für jeden von uns ist es daher Pflicht, seine Bildung zu vervollständigen und zu vertiefen. Gerade der gebildete Arbeiter ist nötig, wenn unser



Blick übers Ruhrland.

Zeichnung von L. Glöck-Wattenscheid.

Sinnlos ist und sonder Nutz - weggestellter Raderschuh

Wie Cellini seinen Perseus gegossen hat.



Die Technik entstammt dem Handwerk; auch die Kunst hat manche Wurzeln im Handwerk, und es gab Zeiten, wo der Künstler viel mehr als heute Handwerker oder, wenn man will, auch Techniker war. Leonardo da Vinci ist ja nicht nur einer der größten Maler, sondern auch einer der größten Ingenieure gewesen. Zwischen der künstlerischen und der technischen Tätigkeit dieses Universalgenies bestanden aber nicht die engen Zusammenhänge wie bei Benvenuto Cellini, der ein künstlerisch veranlagter Handwerker war, ein Goldschmied, auch ein Bildhauer, vielleicht der größte seiner Zeit, der die „Kunst“ des Gießens weiter entwickelt hat als mancher Glockengießer seines Jahrhunderts, und dessen künstlerische Ueberlegenheit zum nicht geringen Teil durch seine technische Begabung bedingt war. Die eigne Lebensbeschreibung dieses außerordentlichen Menschen und Künstlers, der ein ganz ausgesprochenes Kind seiner Zeit, der Spät-Renaissance, war, ist, so schreibt „Lion“ in den V.D.Z.-Nachrichten, in manchen Kapiteln auch für den Techniker lesenswert, sie ist aber überhaupt ein Kunstwerk, in dem er u. a. auch den Guß seines größten Kunstwerks, des Perseus, im Jahre 1550, beschreibt:

„Denn ich bemerkte wohl, daß Donatello, der bei seinen Arbeiten in Erz sich auch der florentinischen Erden bedient hatte, dabei sehr große Schwierigkeiten fand, und da ich dachte, daß die Schuld an der Erde liege, so wollte ich, ehe ich den Guß meines Perseus unternahm, keinen Fleiß sparen, um die beste Erde zu finden, welsch: der wundersame Donatello nicht mükte gekannt haben, weil ich eine große Mühseligkeit an seinen Werken bemerkte. So setzte ich nun zulezt auf künstlerische Weise die Erde zusammen, die mir aufs beste diente, und der Guß des Kopfes geriet mir; weil ich aber meinen Ofen noch nicht fertig hatte, bediente ich mich der Werkstatt des Meisters Zanobi von Pagno, des Glockengießers, und da ich sah, daß der Kopf sehr rein ausgefallen war, erbaute ich sogleich einen kleinen Ofen in der Werkstatt und sobald mein Ofen mit aller möglichen Sorgfalt sich in Ordnung befand, machte ich Anstalt, die Statue der Meduse zu gießen, die Finger nämlich des verdrehten Weibchens, das sich unter den Füßen des Perseus befindet.“

Dies war ein sehr schwerer Guß, wobei ich getan habe, was niemand vor mir in dieser verheulerten Kunst leistete: ich habe dazu eine ganz neue Art von

Ofen gebaut, völlig von den andern verschieden. Denn außer manchen Abänderungen und kunstreichen Einrichtungen, die man daran bemerkt, habe ich zwei Öffnungen für das Erz gemacht, weil diese schwere und verdrehte Figur auf andere Weise niemals gekommen wäre. Darauf versetzte der Herzog: „Nun sage, Benvenuto, wie ist es möglich, daß der schöne Kopf der Meduse da oben in der Hand des Perseus jemals kommen könne?“ Sogleich versetzte ich: „Wenn Eure Excellenz die Kenntnis der Kunst hätte, so würde Sie keine Furcht für den schönen Kopf haben, der nach Ihrer Meinung nicht kommen wird, aber wohl für den rechten Fuß, der da unten so weit entfernt steht. Denn wißet, gnädiger Herr, es ist nicht die Natur des Feuers, abwärts, sondern aufwärts zu gehen, deswegen verspreche ich, daß der Kopf der Meduse trefflich kommen soll; weile es aber, um zu dem Fuße zu gelangen, durch die Gewalt der Kunst sechs Ellen hinabgetrieben werden muß, so sage ich Euer Excellenz, daß er sich unmöglich vollkommen ausgießen, aber leicht auszubessern sein wird.“ Da versetzte der Herzog: „Warum dachtest du nicht daran, es so einzurichten, daß er ebenjogut als der Kopf sich ausgießen möge?“ Ich sagte: „Ich hätte alsdann einen weit größeren Ofen machen müssen und eine Guföhre wie mein Fuß, und die Schwere des heißen Metalls hätte es alsdann gezwungen, da feht der Akt, der bis zu den Füßen hinunter diese sechs Ellen reicht, nicht stärker als zwei Finger ist; aber es hat nichts zu bedeuten, denn alles soll bald ausgebessert sein. Wenn aber meine Form halb voll sein wird, wie ich hoffe, alsdann wird das Feuer von dieser Hälfte an nach seiner Natur in die Höhe steigen und der Kopf des Perseus und der Meduse werden aufs beste geraten.“

So schaffte ich mir manche Klafter Pinienholz, die ich aus dem Walde der Serristori zunächst Monte Cupo erhielt. Und indem ich darauf wartete, bekleidete ich meinen Perseus mit jenen Erden, die ich verschiedene Monate vorher zurechtgemacht hatte, damit sie ihre Zeit hätten, vollkommen zu werden, und da ich den Uebergang von Erde gemacht, ihn wohlverwahrt und äußerst sorgfältig mit Eisen umgeben hatte, fing ich mit gelindem Feuer an, das Wachs herauszuziehen, das durch viele Luftlöcher abfloß, die ich gemacht hatte: denn je mehr man deren macht, desto besser füllt sich nachher die Form aus. Da ich nun alles Wachs herausgezogen hatte, machte ich einen Ofen um gedachte Form herum, den ich mit Ziegeln auf Ziegeln aufbaute und vielen Raum dazwischen ließ, damit das Feuer desto besser ausströmen könnte; alsdann legte ich ganz sachte Holz an und machte zwei Tage und zwei Nächte Feuer, solange, bis das Wachs völlig verzehrt und die Form selbst wohlgebrannt war. Dann fing ich schnell an, die Grube zu graben, um meine Form hinein zu bringen, und bediente mich aller schönen Vorteile, die uns diese Kunst anbefiehlt. Als nun die Grube fertig war, hub ich meine

deutsches Volk wieder in die Höhe kommen soll. Dazu gehört zunächst eine gründliche Lehrzeit, wie sie jetzt auch dem jungen Bergmann geboten wird, Tüchtigkeit, Gewissenhaftigkeit und Zuverlässigkeit im Berufe. Der Arbeiter muß aber auch über die engen Grenzen seiner Tätigkeit hinausblenden lernen, damit er aus eigener Einsicht die politischen und wirtschaftlichen Dinge beurteilen kann. Er soll endlich teilhaben an dem Schönen und Guten, das die großen Geister unseres Volkes geschaffen haben.

Woher kommen die Gegenstände unseres täglichen Gebrauches?

Von Max Maste.

Wenn wir um uns sehen, sind wir von einer Anzahl von Dingen und Sachen umgeben, deren dauernder Gebrauch uns zur unentbehrlichen Gewohnheit geworden ist und von denen wir uns gar keine Rechenschaft geben, woher sie eigentlich zu uns kommen. Gewiß, wir kaufen sie im Geschäft, und der Geschäftsmann bezieht sie direkt oder auch auf Umwegen vom Fabrikanten. Aber welche Arbeit wird von der Fabrik geleistet, wie ist der Entwicklungsgang der Dinge, bis sie zu dem geworden sind, wie wir sie heute in der Hand halten!

Morgens in der Frühe rapzelt als erste Begrüßung des neuen Tages der Weder. Da haben wir schon den ersten und wichtigsten Gegenstand: unseren Zeitmesser und Zeitweiser, die Uhr.

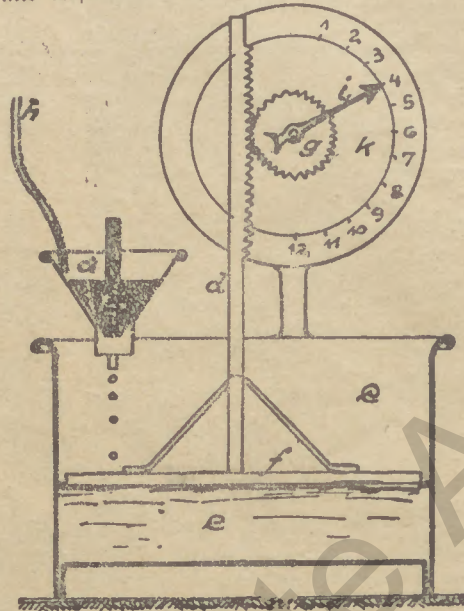
Einen langen Entwicklungsgang hat sie hinter sich, eine uralte Geschichte, so verhältnismäßig jung sie auch als Taschenuhr und als allgemeiner Gebrauchsgegenstand ist. In den ältesten Zeiten, schon einige Jahrhunderte vor den Zeiten Christi benutzte man zur Zeitbestimmung senkrecht aufgestellte Stöcke, deren Schattenlänge oder Schattenrichtung die Tageszeit erkennen ließ. Aus diesen Sonnenzeigern, auch Stundensteine genannt, entstanden die Sonnenuhren, die bis zum 15. Jahrhundert fast die einzigen öffentlichen Uhren waren. Ihr Gebrauch war allerdings schon dadurch sehr beschränkt, daß sie von der Sichtbarkeit der Sonne abhängig waren. Also

Körperpflege – ohne Frage beste Kapitalsanlage.

bei Regen oder bei Nacht konnte man die Zeit nicht feststellen. Daher gingen die Menschen schon früher darauf aus, Zeitmesser zu erfinden, die unabhängig von solchen äußeren Einflüssen waren. So hatte Ägypten, das überhaupt eins unserer frühesten Kulturländer ist, schon im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt eine Wasseruhr als Hausuhr in Gebrauch. Ihre Konstruktion ist noch einfach genug. In einen Trichter (a) fließt durch ein Rohr (h) Wasser. Der Trichter ist aber durch einen in ihm eingetauchten massiven Regel (b) fast ganz ausgefüllt, so daß das aus h in a fließende Wasser nur tropfenweise in den Zylinder (c) fließen kann. Je mehr oder weniger fest man den Regel in den Trichter setzte, um so schneller oder langsamer floß das Wasser ab. Im Zylinder (c) sammelt sich das abgelassene Wasser am Boden und die Höhe des Wasserspiegels (e) zeigte die ver-

flossene Zeit an. Das Ding wurde verbessert durch einen Schwimmer (f), der seine Aufwärtsbewegung auf ein Zahnrad (g) übertrug und damit auf einem Zifferblatt (i) durch einen Zeiger (i) die Tagesstunde anzeigte. Genau so unabhängig wie diese Wasseruhren waren auch die Del- und Sanduhren. Diese letzteren sind uns auch heute noch als Eieruhren bekannt. Bei den Deluhren zeigte der Delverbrauch einer Lampe die Zeit an.

Die Erfindung der Räder- und Gewichtsuhr wird dem Papst Sylvester (um das Jahr 1000) zugeschrieben, auch soll er mit diesen bereits Schlagwerke mit Glocken verbunden haben. Im 13. Jahrhundert begann man auf den Türmen von Kirchen und Schlössern Räderuhren aufzustellen. Eines der vollkommensten solcher alten Uhrwerke ist die von Heinrich v. Bief 1370 auf dem Schloß-turm von Paris aufgestellte Turmuhr, die als Wunderwerk galt. Die ersten Taschenuhren soll um 1500 der Nürnberger Schlosser Peter Heulein hergestellt haben, die unter der Bezeichnung „Nürnberger Eier“ bald weite Verbreitung fanden. Ein weiterer Weg von der alten Wasseruhr bis zu dem komplizierten Räderwerk selbst für unsere heutigen Begriffe so einfacher Werke wie z. B. der sogenannten Wageuhr.



Die Wage ist ein wagerecht liegender Stab, der um eine senkrechte Achse vor- und zurückschwingt. Die Achse hat zwei zueinander senkrechte Flügel, Flügel oder Lappen, die abwechselnd in die Zähne des Steigrades, das das Hauptgangrad des ganzen Werkes ist, eingreifen und bei der Umkehr der Bewegung einen Zahn durchschlüpfen lassen. Die Schwingungen erfolgen schneller oder langsamer, je nachdem man die Gewichte an dem Wagearm näher an die senkrechte Achse heran oder weiter ab hängt. Die Wageuhren haben lange Zeit den bescheidenen Ansprüchen, die man an sie stellte, genügt. 1872 ist auf dem Doverkastell eine eiserne Wageuhr, die 1348 in der Schweiz hergestellt war, ihres Dienstes enthoben und in den verdienten Ruhestand versetzt. Mit Wageuhren begann im 16. Jahrhundert auch die Schwarzwälder Uhrenindustrie. Auch die Uhren, mit denen Kaiser Karl V. sich in San Just einsiedlerisch beschäftigte, waren Wageuhren. Karl V., der sein ganzes Leben hindurch den Kampf gegen die Protestanten geführt hatte, soll, so erzählt die alte Sage, sich in den letzten Jahren seines Lebens müde von dem ewigen Kampf in das Kloster San Just zurückgezogen haben und hier versucht haben, da ihm der Ausgleich zwischen Katholiken und Protestanten nicht gelungen war, zwei Uhren auf den gleichen Wendelschlag – doch ebenso vergeblich – zu bringen. Sein Sohn Philipp führte den alten Kampf mit neuer Kraft weiter.

Die Schweiz nimmt jetzt hinsichtlich der Anzahl und Beschaffenheit ihrer Taschenuhren den ersten Rang in Europa ein. Die Schweiz führte 1901 über 8 Millionen Uhren im Werte von fast 128½ Mil-

Ein jeder wissen müßte – Gefahr bringt morsch Gerüste.

Form durch die Kraft von Winden und guten Hanfseilen eine Elle über den Boden meines Ofens, so daß sie ganz frei in der Mitte der Grube zu schweben kam. Als ich sie nun wohl gerichtet hatte, ließ ich sie sackte hinunter, daß sie dem Grunde des Bodens gleich kam, und stellte sie mit aller Sorgfalt, die man nur denken kann. Nachdem ich diese schöne Arbeit vollbracht hatte, fing ich sie mit eben der Erde, woraus der Ueberzug bestand, zu befestigen an, und sowie ich damit nach und nach herauf kam, vergaß ich nicht, die Luftkanäle anzubringen, welches kleine Röhren von gebrannter Erde waren, wie man sie zu den Wasserleitungen und andern dergleichen Formen braucht. Da ich sah, daß die Form gut befestigt war, so wendete ich mich, überzeugt, daß ich trauen konnte, zu meinem Ofen, in welchem ich vielen Abgang von Kupfer und andere Stücke Erze aufgeschüttet hatte, und zwar funktmäßig eins über das andere geschichtet, um der Flamme ihren Weg zu weisen. Damit aber das Metall schneller erhitzt würde, so sagte ich zu meinen Arbeitern, sie sollten dem Ofen Feuer geben. Nun warfen sie von dem Pinienholze hinein, das wegen seines Harzes in dem wohlgebauten Ofen lebhaft flammte und arbeitete. Dazu kam unglücklicherweise, daß das Feuer die Werkstätte ergriff und wir fürchten mußten, das Dach möchte über uns zusammenstürzen. Von der andern Seite gegen den Garten jagte mir der Himmel soviel Wind und Regen hinein, daß mir der Ofen sich abkühlte. So stritt ich mit diesen verkehrten Zufällen mehrere Stunden. Zu diesem sagte ich: „Siehe, lieber Bernardino, beobachte die Ordnung, die ich dir gezeigt habe; halte dich dazu, was du kannst, denn das Metall wird bald gar sein, du kannst nicht irren. Die andern braven Männer machen geschwind die Kanäle, und mit diesen beiden Eisen könnt ihr die Böcher aufstellen, und ich bin gewiß, daß meine Form sich zum besten anfüllen wird.“ Sogleich ging ich, den Ofen zu besehen, und fand das Metall stehend und zu einem Kuchen geronnen. Ich sagte zwei Handlangern, sie sollten zum Nachbar Capretta, dem Fleischer, gehen, dessen Frau mir einen Stoh Holz von jungen Eichen versprochen hatte, die schon länger als ein Jahr ausgedröcknet waren, und als nun die ersten Trachten heranliefen, fing ich an, den Feuerherd damit anzufüllen. Diese Holzart macht ein heftiger Feuer als alle andern, und man bedient sich des Erlen- und Fichtenholzes zum Stüdgießen, weil es gelinderes Feuer macht. Und nachdem ich nun alles große Ansehn soviel als möglich abgewendet hatte, rief ich mit starker Stimme bald diesem, bald jenem zu: „Bringe dies!, nimm das!“, so daß die ganze Gesellschaft, als sie sah, daß der Kuchen zu schmelzen anfing, mir mit so gutem Willen diente, daß jeder die Arbeit für drei verrichtete.

Alsdann ließ ich einen halben Zinnkuchen nehmen, der ungefähr sechzig Pfund wiegen konnte und warf ihn auf das Metall im Ofen, das durch allerlei

Beihilfe, durch frisches Feuer und Anstoßen mit eisernen Stangen in kurzer Zeit ganz flüssig ward. Auf einmal hörte ich ein Getöse, mit einem gewaltigen Leuchten des Feuers, so daß es schien, als wenn sich ein Blitz in unserer Gegenwart erzeugt hätte. Ueber diese unerwartete fürchterliche Erscheinung war ein jeder erschrocken und ich mehr als die andern. Als der große Lärm vorbei war, sahen wir einander an und bemerkten, daß die Decke des Ofens geplatzt war und sich in die Höhe hob, dergestalt, daß das Erz ausfloß. Sogleich ließ ich die Mündung meiner Form eröffnen und zu gleicher Zeit die beiden Gußlöcher aufstoßen. Da ich aber bemerkte, daß das Metall nicht mit der Geschwindigkeit lief, als es sich gehörte, überlegte ich, daß vielleicht der Zufuß durch das grimmige Feuer könnte verzehrt worden sein, und ließ sogleich meine Schüsseln und Teller von Zinn, deren etwa zweihundert waren, herbeischaffen und brachte eine nach der andern vor die Kanäle; zum Teil ließ ich sie auch in den Ofen werfen, so daß jeder nunmehr das Erz auf das beste geschmolzen sah und zugleich bemerken konnte, daß die Form sich füllte.

Als ich nun zwei Tage mein gegossenes Werk hatte verkühlen lassen, fing ich an, es langsam zu entblößen, und fand zuerst den Kopf der Meduse, der sehr gut gekommen war, weil ich die Züge richtig angebracht hatte und weil... die Wirkung aufwärts ging; dann fuhr ich fort, das übrige aufzudecken und fand den zweiten Kopf, nämlich den des Perseus, der gleichfalls sehr gut gekommen war. Hierbei hatte ich Gelegenheit, mich noch mehr zu verwundern: denn wie man sieht, ist dieser Kopf viel niedriger als das Medusenhaupt, und die Öffnungen des Werks waren auf dem Kopf des Perseus und auf den Schultern angebracht. Nun fand ich, daß gerade auf dem Kopfe des Perseus das Erz, das in meinem Ofen war, ein Ende hatte, so daß nicht das mindeste drüber stand, noch auch etwas fehlte, worüber ich mich sehr verwunderte und diese seltsame Begebenheit für eine Einwirkung und Führung Gottes halten mußte. So ging das Aufdecken glücklich fort, und ich fand alles auf das beste gekommen, und als ich an den Fuß des rechten Schenkels gelangte, fand ich die Ferse ausgegossen sowie den Fuß selbst, so daß ich mich von einer Seite ergöhte, die Begebenheit aber mir von der andern Seite unangenehm war, weil ich gegen den Herzog behauptet hatte, der Fuß könne nicht kommen. Da ich aber weiter vorwärts kam, ward ich wieder zufriedengestellt, denn die Fersen waren ausgeblieben und ein wenig von der vordern Höhe des Fußes, und ob ich gleich dadurch wieder neu Arbeit fand, so war ich doch zufrieden, nur damit der Herzog sähe, daß ich verstehe, was ich vornehme.“

tionen Franken aus. Seitdem zeigt die Ausfuhr einen geringen Rückgang. Die deutschen Industriezentren für Uhrenfabrikation sind Schwarzwald (s. Erde des 17. Jahrhunderts), dann Baden, die sächsische Glashütte seit 1845. In Freiburg in Schlessien werden seit 1859 Regulatoruhren und Uhrgehäuse hergestellt. Deutschland führte vor dem Kriege für 22½ Millionen Mark Uhren ein und für 18 Millionen Mark aus.

Das Eisenerz.

Sein Vorkommen, seine Gewinnung und Verhüttung in Deutschland.

Das Eisen kommt im metallischen Zustand auf der Erde nur sehr selten vor. Dagegen ist es als Eisenerz, d. h. in Verbindung mit anderen Stoffen und Verunreinigungen, in fast allen Ländern der Welt ver-

breitet. Meistens ist das Eisen in den Erzen in Verbindung mit Sauerstoff enthalten. Diese Tatsache hat ihre natürliche Ursache in dem Bestreben des metallischen Eisens, bei Zutritt der Luft sich mit deren Sauerstoff zu verbinden, d. h. zu rosten. Der Chemiker nennt diesen Vorgang oxydieren, den Rost dementsprechend Eisenoxyd. Diesem Eisenoxyd sind in den Erzen die verschiedensten anderen Stoffe beigemengt. Am häufigsten finden wir bei diesen Beimengungen Kieselsäure, Kalk, Mergel und Ton, in geringen Mengen auch Schwefel- und Phosphorverbindungen.

Für die Verwendbarkeit des Eisenerzes zur Verhüttung ist der Gehalt an Phosphor und Schwefel von wesentlicher Bedeutung; denn nichts kann die Eigenschaften des Eisens so verderben wie gerade diese beiden Elemente. Es mußten daher Mittel und Wege gefunden werden, den Gehalt des Roheisens bzw. des Walzstahles an diesen Stoffen auf ein Mindestmaß zu beschränken. Für den Phosphor gelang dies durch den Thomasprozeß im Thomasstahlwerk. Solange man aber den Thomasprozeß nicht kannte, konnten stark phosphorhaltige Eisenerze für die Verhüttung nicht verwendet werden. — Der Schwefel wird bei hoch schwefelhaltigen Erzen teilweise durch Rosten entfernt, teilweise wird er aber auch erst im Hochofen und Stahlwerk durch Zusatz von Kalk gebunden und bis auf geringe Mengen von der Schlacke aufgenommen. Überschreitet der Gehalt des walzfertigen Eisens einen gewissen Prozentsatz dieser beiden Stoffe, so wird das Eisen brüchig und für den Walzvorgang ungeeignet.

Die hauptsächlichsten Eisenerze, die für die Eisenerzeugung in Frage kommen, sind: Rot-, Braun-, Magnet- und Spateisensteine.

Der Roteisenstein ist ein wasserfreies Erz mit meist geringem Phosphorgehalt, das in größeren Mengen an der Lahn, in Spanien, Rußland und Amerika gefunden wird.

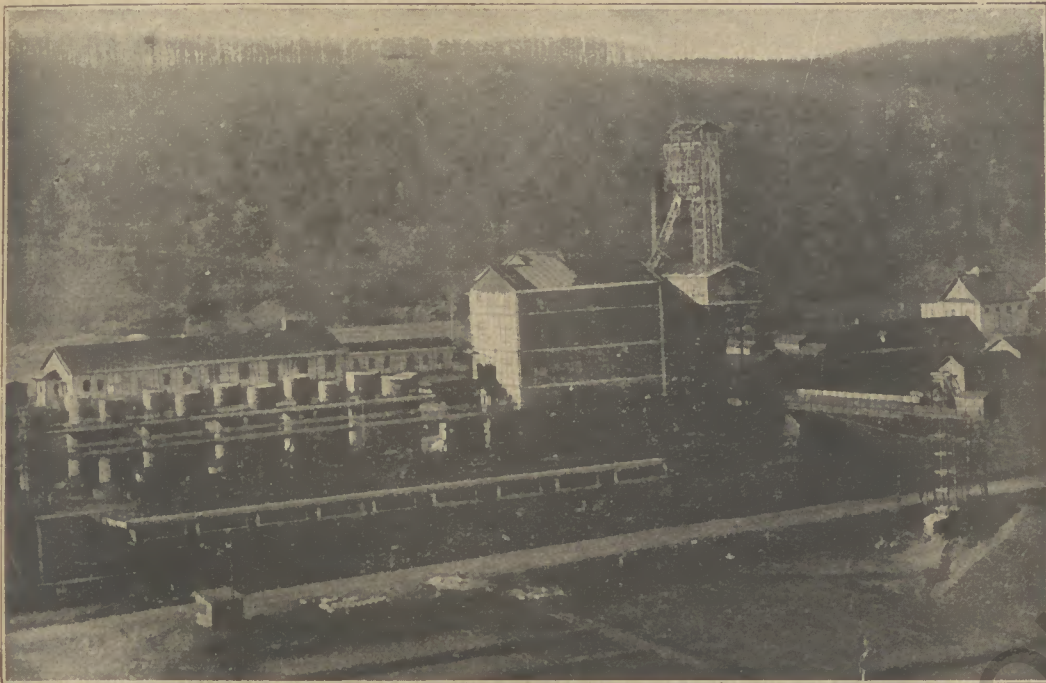
Der Brauneisenstein ist das am häufigsten vorkommende Erz. Er ist wasserhaltig und konnte wegen seines Phosphorgehaltes lange Zeit nicht für die Verhüttung verwandt werden. Die größten bekannten Brauneisensteinlager befinden sich in Lothringen (als sog. Minette), Polen und den Vereinigten Staaten.

Magneteisensteine sind eisenreiche Erze von hervorragender Güte mit wechselndem Phosphorgehalt, deren bedeutendste Lagerstätten im nördlichen Schweden und Norwegen zu finden sind.

Spateisensteine sind meist phosphorarme Eisenerze, häufig mit mehr oder weniger hohem Mangangehalt, der für gewisse Eisensorten von besonderem Vorteil ist.

Der Jahrhunderte alte Ruf der Erzeugnisse des Siegerlandes und Steiermarks gründet sich auf solche manganhaltige Spateisensteine. Außer in den genannten Bezirken finden sich Spateisensteine in größeren Mengen auch in Frankreich und Spanien.

Die Eisenerze treten entweder als Lager auf wie die Steinkohlen und die Kalisalze oder sie bilden die Ausfüllung von tief in das Erdinnere hin-



Gesamtansicht der Erzgrube Heinrichs-Glück bei Siegen.

breitet. Aus diesem Eisenerz wird das technisch verwendbare Eisen gewonnen.

Nun eignen sich aber nicht alle Eisenerze gleichermaßen zur Gewinnung von Eisen. Denn die Beimengungen des Eisenerzes und sein Eisengehalt sind den größten Schwankungen unterworfen. Grundsätzlich machen wir ja auch schon begrifflich in dieser Hinsicht eine Einschränkung, indem wir als Eisenerz regelmäßig nur solche Erze bezeichnen, die einen gewissen Mindestgehalt an Eisen aufweisen. Es wird im allgemeinen keinem Menschen einfallen, unseren Sandstein als Eisenerz zu bezeichnen, weil er etwa 3–4 Prozent Eisen enthält. Selbst unsere Basaltsteine, die jedem als Pflastersteine hinreichend bekannt sind und die bis zu 10 Prozent Eisen enthalten, wird der tägliche Sprachgebrauch niemals als Eisenerz bezeichnen.

Für den Hüttenmann fängt das Eisenerz erst da an, wo die Gewinnung von Eisen wirtschaftlich wird. Diese Grenze liegt je nach dem Erzreichtum eines Landes und der Beschaffenheit dieser Erze zwischen 25 und 70 Prozent. So hat man z. B. in erzeichen Gegenden der Vereinigten Staaten früher nur Erze verhüttet, die über 55 Prozent Eisen enthielten. Alle Erze mit geringerem Eisengehalt ließ man als wertlos in den Gruben zu-



Leesebandanlage in der Rohspat-Aufbereitung einer Eisenerz-Zeche.

einsekenden Spalten. Im letzteren Falle bezeichnet man die Vorkommen als Eisenerzgänge.

Solange die Lager und Gänge an der Erdoberfläche liegen, sind die Erze verhältnismäßig einfach zu gewinnen. Das ist besonders der Fall, wo die Erze, wie in Schweden und in Steiermark, ganze Berge bilden, die man abtragen kann, indem man einzelne Terrassen herstellt ähnlich wie im Steinbruchbetriebe.

Je tiefer die Erze aber unter der Erdoberfläche liegen, desto schwieriger gestaltet sich der Abbau. Es müssen dann Schächte abgeteuft und die Wasser gepumpt, oder, wie der Bergmann sagt, gesümpft werden ähnlich wie im Steinkohlenbergbau.

Während aber Kohle und Kalisalze meist in großen Mengen auf einer Lagerstätte vereinigt sind, treten die Eisenerze häufig nur sehr spärlich auf. Oft müssen mühselige und kostspielige Arbeiten ausgeführt werden, um ein Vorkommen zu erschließen oder verloren gegangene Teile, die durch Gebirgsbewegungen früherer Zeiten abgetrennt sind, wiederaufzufinden.

Die gewonnenen Erze können meistens in natürlichem Zustande im Hochofen verschmolzen werden. Sehr häufig findet aber auch vorher eine Auf-



Im Eisenerzbergwerk.

rüd. Man ist allerdings inzwischen auch in Amerika bescheidener geworden und verhüttet bereits Erze mit nur 45 Prozent Eisen.

Der Eisengehalt ist aber nicht allein entscheidend für den Wert des Erzes. Sehr wesentlich ist vielmehr noch seine übrige Zusammensetzung. —

bereitung, d. h. eine Reinigung von ungeeigneten Beimengen statt. Diese erfolgt in besonderen Erzwäschen und magnetischen Aufbereitungsanlagen. Der Spateisenstein wird außerdem meist noch geröstet und dadurch für den



Teilansicht der Röstanlage einer Eisenerz-Zeche.

Hochofen geeigneter gemacht. Außerdem findet beim Rosten ein erheblicher Gewichtsverlust unter gleichzeitiger Anreicherung von Eisen statt, was eine Verminderung der Transportkosten zur Folge hat.

Vor dem Kriege wurde die Ruhr-Eisenindustrie außer von Schweden in der Hauptsache vom Siegerland und der Lahn, sowie von Lothringen und Luxemburg mit Erzen beliefert. Durch die Abtrennung Elsaß-Lothringens gingen dem Deutschen Reich mehr als drei Viertel seiner Erzgewinnung verloren. Infolgedessen sah sich nach dem Kriege unsere Eisenindustrie veranlaßt, nach anderen Erzlieferanten Umschau zu halten. Heute liefert den Löwenanteil unseres Erzbedarfs Schweden. Außerdem kommen als Lieferanten Spanien, Nordafrika und Nordamerika, sowie für hochwertige Manganerze Rußland und Indien in Frage. Der weitaus größte Teil der Förderung von Lothringen und dem übrigen Frankreich bleibt im Lande.

Drinnen und Draußen.

Der Beruf.

Das wichtigste auf dieser Erden
Ist doch dem Manne der Beruf,
Denn in ihm liegt sein Sein und

Seitdem der Herrgott ihn erschuf.

Sprach doch der Herr im Paradies

Zu Adam, als er ihn verwies,

Daß er in seines Angesichtes Schweiß

Verdienen sollt sein Brot bei stetem

Gleiß.

So ward dem Menschen aus des Höch-

sten Munde

Die Arbeit zugeeilt zum Lebensbunde

Und die Verufe wurden bald verschieden

Um Lebensmöglichkeiten ihm zu bieten.

Im Kampf des Lebens muß ein jeder

Mann

Beweisen daß er was erlernt und auch

Was kann

Daß im Beruf er tuet seine Pflicht
Gewissenhaft und kein Vertrauen bricht.

Dann hat er manchem andern viel vor-

Weil er das Fundament ist für sein

Wenn auch die Stürme oftmals es um-

Er stürzt nicht ein, erholt sich in den

Wer läßt in Trägheit andre für sich

Verschiebt was heut' er schaffen kann auf

Wer den Beruf nicht ernst nimmt alle-

Der wird im Leben oft Enttäuschung

leidern.

— Ni. —

Rund um Alt-Hattingen.

Bekanntlich war das Städtchen Hattingen in früheren Jahrhunderten mit Mauern, Gräben und Wällen umgeben. Diese Art Befestigung ge-



Deutschland nur noch sehr wenige, meistens kleinere Städte, welche mit alten Festungsmauern umgeben sind. Wir bekannt ist beispielsweise Grebenstein, unweit Kassel gelegen. Dieses Städtchen mit seiner noch ziem-

lich gut erhaltenen Ringmauer, welche mit vier Warttürmen gekrönt ist, trägt noch ein mittelalterliches Gepräge und gewährt einen entzückenden Anblick.

Unser altes Hattingen hat nur noch Reste von der ehemaligen Befestigung aufzuweisen. Wie die Chronik berichtet*), hatte das Städtchen ehemals fünf Tore. Die Ringmauer mit drei Türmen wurde in den Jahren 1586—90 mit landesherrlicher Unterstützung errichtet. Während des dreißigjährigen Krieges von den „Kaiserlichen“ (1640) arg beschädigt, wuchsen



Bei einem Rundgang um die Altstadt beginnen wir unsere Wanderung am Heggertor. Dort an der Drogerie von Sieß biegen wir in die Grabenstrasse ein. Bald stoßen wir auf eine Anzahl spitzegebliger Fachwerkhäuser, welche offenbar noch aus einer Zeit stammen, in welcher man noch keine polizeilichen Bauvorschriften kannte oder sich wenigstens nicht daran störte. Jeder baute nach seinem Belieben bzw. nach seinem Geldbeutel. War mal der Platz etwas knapp, so überbaute man einfach die Straße und benutzte die gegenüberliegende Stadtmauer als Fundament, wie rechts auf der ersten der beistehenden Abbildungen gezeigt wird. Jenseits des Grabens, welcher jetzt in Gartenland umgewandelt ist, erblickt man noch ein Stück von der alten Stadtmauer. Die schmale Straße führt zum Weiltor. Ein imposantes altes Fachwerkbauwerk fällt hier sofort ins Auge. Es ist der Trarbacher Hof. Originell sind die Holzschnitzereien, Figuren und Arabesken in dem eichenen Gebälk.

Der ursprüngliche Weg, welcher noch vor einigen Jahrzehnten zwischen den Häusern Blumenroth — Waskönig über Benggands Hof weiterführte, ist leider gesperrt. Wir benutzen ein Stück die Gr. Weil- und Al. Langenbergstraße und stoßen bald wieder auf Reste der alten Mauer. Diese dient hier als Gartenmauer. Eine Durchbruchstelle aus jüngster Zeit zeigt uns, wie morsch das alte Gemäuer schon ist. Auf dem schmalen Pfad gelangen wir nun zum Bruchtor. Wir betreten ein überbautes Tor. Ein oben angebrachtes Schild besagt, daß dieses der Eingang zur Grabenstrasse bedeutet. Auch unser alter Begleiter, die Stadtmauer, begrüßt uns sofort wieder, allerdings an dieser Stelle vom Zahn der Zeit stark angenagt. Auch dürfen wir uns hier nicht blindlings auf sie als Führerin verlassen, sonst landen wir ohne weiteres in einen Hippenstall. Wir biegen daher linker Hand in die Wasserstraße ein und erreichen das Steinhager Tor. Eigentlich hätten wir zwischen den Häusern von der Mühlen und Urias zum Borscheim kommen müssen. Leider hat man aber dieses kurze Stück verputzt.



Von hier aus bis zum Hölshentor sind es kaum 100 Meter, doch ist dieser Abschnitt der Stadtmauer noch gut erhalten, da sie hier, wie das zweite Bild zeigt, als Gartenmauer dient. Bemerkenswert ist ein altes Fachwerkhäuser, welches der Krümmung der Mauer angepaßt ist und ein übergebautes Stadtwerk besitzt. Zwischen Gärten wandern wir nun auf einem schmalen Fußpfad weiter. Rechts kommt der alte Stadtgraben mit derselben Mauer hier recht gut zur Geltung. Kappustöpfe und andere nützliche Sachen wachsen in dem Graben, wie aus der dritten Abbildung ersichtlich, recht üppig.

Nach kurzer Zeit streifen wir einen malerischen Winkel, gebildet von alten Fachwerkhäusern. Dergleichen besitzt die Altstadt mehrfach. Er wird von den Hattingern mit „Hüdschen“ bezeichnet. Noch einige Schritte, und wir befinden uns wieder auf der Heggertstraße bzw. auf unserer Ausgangsstelle am Heggertor. Der zurückgelegte Weg führte uns meistens durch die Grabenstrasse, die ja ihren Namen dem alten Stadtgraben verdankt. Derselbe zog sich vor knapp einem halben Jahrhundert noch um die ganze Altstadt.

Nach der kurzen Wanderung zu schließen, — denn kaum einige 1000 Schritt haben wir zurückgelegt, — war Hattingen ehemals nur ein sehr kleines Städtchen. Nach einer mir vorliegenden Statistik zählte es im Jahre 1722 nur 1066 Seelen. Die Einwohnerzahl von 3975 im Jahre 1900 hat sich heute fast verdoppelt, und dies ist auf die gewaltige Entwicklung der Henrichshütte in diesem Zeitraum zurückzuführen, da Hütte und Stadt gewissermaßen miteinander verwachsen sind.

*) von Weiß, früher Seminarlehrer in Hattingen.

Häuser aus Stahl? Eine Reihe westlicher kommunaler Siedlungsverbände, besonders im Rheinland und in Westfalen, sind in Verhandlungen mit der englischen Konstruktionsfirma Weir zwecks Ueberlassung des Weir'schen Stahlhauses getreten.

Schloß Dyck bei Neuf am Rhein.



Wir schreiten auf grünen Feldwegen inmitten des Liebes-
taumels kleiner Blüten. Die Klampfe singt, und unsere
Herzen lachen. Kornblumen reden ihre Köpfchen in die
Höhe und schauen zwischen den Halmen des Getreides her-
vor. Sie sind schöner als der Mohn, der sich stolz und
erhaben dünkt und unser Auge durch sein freches Rot be-
leidigt. Ein kühler Wind segt über die Felder, die hohen
Getreidehalme biegen und beugen sich und lassen die Köpfe
hängen. An einer knorrigen Linde, die ihr schweres Haupt
über ein Kreuz neigt, schreiten wir vorüber und wandern
dann durch Grefrath über eine staubige Landstraße nach Luttengeln.

Die alte Bodmühle, der die Arme genommen sind, schaut traurig zu uns
hin. Denn aus den Böhern, die die Zeit und der böse Holzwurm in ihrem Kleide
gefressen haben, schaut die wahre Not und Verzweiflung. Und nun trauert sie
und denkt an vergangene, längst verschwundene Tage, wo sie noch lustig ihre Arme
in dem Wind drehte und wo der Bauer noch das Korn zwischen die schweren,
großen Mahlstene legte, die jetzt auch nichts besseres zu tun haben, als sich in's
hohe Gras zu legen. Sie sind arbeitslos und böse, weil man sie so ganz und
gar vergessen hat. Denn setzt man sich auf sie, so sind sie kalt, eisig kalt, oder
wenn die Sonne scheint, geht eine Hitze von ihnen aus, daß jeder meint, er säße
in der Hölle und müsse in der ewigen Glut seine Sünden büßen.

An einem alten, fast vermorschten Hause mit winzigen Fenstern hat sich eine
Linde gelehnt und hat ihre Zweige rankenartig emporwachsen lassen, die nun das
ganze Dach bedecken. Ein seltenes Naturdenkmal.

Ein herrlicher Weg führt vom St. Niklasloster nach Schloß Dyck, ein
Weg zwischen hohen Edelkastanien. Wir wandern darunter mit klopfendem Herzen
und treten zaghaft in die heilige Halle. Da stehen sie im grünen Talare, die
knorrigen Kastanien. Ob auch der Leib alt und die Glieder von der Last der
Jahre gebückt, ihr Herz bleibt jung und das Leben fließt noch immer durch
ihre Adern.

Wie ein gotisches Kirchenschiff reden sich die graubraunen Leiber der Buchen
dort drüben. Nur vereinzelt haben die Sonnenstrahlen den Weg durch das dichte
Blätterdach gefunden und hüpfen bald hier, bald dorthin. In die Stille des
Haines schmettert ein rotweiger Fink seinem Liebchen süße, lodende Weisen. Ein
altes Mütterchen kommt uns entgegen, grüßt freundlich und lächelt still vor sich hin.

Einsam liegt das Schloß im hellen Morgen; außer dem Bellen einiger
Hunde stört nichts die sanfte Ruhe dieses Märchenschlosses, über das die Sonne
mit ihrer glühenden Hitze einen seltsamen Schein breitet. Ja, ein Märchenschloß
ist Dyck im Frühjahr, wenn da draußen auf dem Felde der Frühlingwind weht,
manchmal ganz unsanft, um seine Kraft dann an dem Buchenhag zu brechen. Da
ist's im Park und Schloßgarten wohligh warm und der Sonnenschein erweckt alles
zu neuem Leben. Die Pflanzen, die Blumen, die Vögel, alles redt und streckt sich.

Wir stehen vor dem Schloßtor und schauen auf die finsternen, steinernen
Ritter im Wappen, das darüber angebracht ist. Der Eintritt in den Schloßgarten,
der dem Paradies um nichts nachstehen soll, mit seinen vielen fremdartigen Pflan-
zen, ist nicht gestattet. So schreiten wir durch die äußeren Anlagen.

Die alte Herrenburg wird von einem Weiher schützend umfassen. Stolz
hebt sich das Gebäude mit der wunderschönen Terasse und eitel beschaut es sich im
Spiegel des Wassers. Die Teichrose hebt ihr Köpfchen in's Licht und die grünen
Teller schauen hinauf in die Sonne. Milliarden von Linsen mit ihren wasser-
grünen Augen bedecken den Teich. Ein Wasserhühnchen paddelt hindurch, hebt
zierlich sein Schwänzchen und hält mit den Enten und Gänsen gute Freundschaft.
Ein Frosch quakt und einige Fischlein schnappen nach den tausenden Würden. In
der Ferne ruft ein Ruck, und nicht weit von uns muß eine wilde Taube sein.

Nun liegen wir in der lauschigen Ede dort, von kleinen Fichten umgeben,
strecken die Nase in den Himmel und lassen uns von der Sonne bescheinen. Drüben
am Waldbraut tanzen zwei Mädchen, lachen und lichern und über die bunten Röde
fliehet der goldene Morgen. Und wir, wir liegen hier, summen mit den Wespen
um die Wette und schauen den fliegenden Räden nach.

Dann verlassen wir das Schloß und wandern wieder heimwärts. Auch
an der knorrigen Linde vorbei, die ihre schützenden Arme über das Kreuz des
Leidens breitet.

Ernst Richard Zippmann.

zündet sind oder der Mund nicht geöffnet werden kann; ferner, wenn dein Kind
nicht gedeihen will oder Fieber, Erbrechen, Durchfall oder Krämpfe, auch soge-
nannte Zahnkrämpfe, hat.

(Die vorstehenden 10 Gebote für die Mutter von Univ.-Prof. Dr. Gött
sind als vierfarbiges Kunstblatt herausgegeben von der Gesundheitswacht, München.)

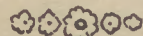
Mutterpflicht und Mutterglück.

IV.



Täglich muß das Kindlein baden,
Wasser tut ihm keinen Schaden.
Erst des Wassers Wärme messen (35° C),
Auch zwei Lappen nicht vergessen.
Das Gesicht ist kühl zu waschen.
Laß es nicht vom Wasser naschen!
Näs'chen, Ohr mit Watte putzen.
Nun versuch' die Lehr' zu nutzen!

Deutsches Rotes Kreuz,
Abt. „Mutter und Kind“.



Aus dem Reich der Frau.

Zehn Gebote für die Mutter.



Jedes zehnte Kind stirbt im ersten Lebensjahr,
wie leicht kann es das Deine sein!

1. Nähre dein Kind
selbst! Dem Menschen-
kindlein taugt Menschen-
milch. Keine Tiermilch, kein
Nährmittel kann sich mit
ihr messen. Bei künstli-
cher Ernährung sterben sie-
benmal mehr Kinder als
bei natürlicher. 2. Gib de-
nem Kinde fünf oder sechs
Mahlzeiten am Tag!

Nachts laß deinem Kinde
Ruhe! 3. Künstliche Er-
nährung verordne und
überwache der Arzt! Bei
Durchfall laß sofort Milch
und Zucker weg! 4. Dem
Halbjährigen gib Beikost
(Gemüse, Suppe, Obst,

Brei). 5. Entwöhne nie dein Kind eigenmächtig! Für Brustmilch kannst du ihm nur
schlechten Ersatz bieten. Macht dir das Stillen Beschwerde oder Schmerz, so
laß den Arzt dir raten! 6. Laß Luft, Licht und Sonne an dein Kind! In
dumpher Stubenluft, in heißen Decken und Kissen welkt es und will nicht gedeihen.
Drum bringe es viel ins Freie! 7. Gönn deinem Kinde Ruhe! Allzuviel An-
regung und Unterhaltung macht es erregt und zappelig! 8. Halte dein Kind
reinlich! Gute Hautpflege macht es rosig, frisch und appetitlich und schützt es
vor vielen Krankheiten. 9. Hüte dein Kind vor kranken Leuten! Gefährlich
kann ihm schon ein Schnupfen werden, schwerste Gefahr droht ihm von Lungen-
kranken. 10. Frage den Arzt, wenn Nabel oder Augen des Neugeborenen ent-

Turnen und Sport.

Lehrlings-Turn- und Sportverein.

Sportbericht.



Durch günstige Witterung in der vergangenen Woche
war der Sportbetrieb ein sehr reger. Die Leicht-
athleten waren besonders eifrig und trainieren für unser
Sportfest. Mit den Resultaten kann man bis jetzt
zufrieden sein, und bis zum Sportfest wird mancher
seine Höchstleistungen noch um etwas verbessert haben.
Die Sportkleidung ist eingetroffen und wer noch keine
hat, kann sie beim Unterzeichneten abholen, ebenso die
Bekleidung für Fußballspieler. Für die Handballspie-
ler wird noch der Platz hergerichtet werden.

Auch wird an dieser Stelle nochmals auf das untenstehende Preisaus-
schreiben betr. Vereinsabzeichen aufmerksam gemacht, ein jeder muß sich
beteiligen.

Wandersfahrt an den Rhein.

Der Lehrlings-Turn- und Sportverein macht am 21. und 22. August
eine zweitägige Wandersfahrt an den Rhein. Abfahrt Samstag morgens
6,46 Uhr ab Bahnhof Sattlingen, bezw. 6,36 Uhr ab Blankenhein. Ankunft
in Düsseldorf gegen 1/29 Uhr. Besuch der Geselei. Nachmittags Weiter-

fahrt bis Königswinter. Wanderung. Uebernachten in der Jugendherberge zu Honnef. Am Sonntag morgen Ersteigen des Drachenfels; Wanderung am Rhein und kleine Dampferfahrt. Rückfahrt von Königswinter gegen 6 Uhr über Köln-Duisburg. Ankunft in Sattingen 9 Uhr.

Der Teilnehmerpreis beträgt 3,50 Mk. und muß bis spätestens Freitag, den 20. d. Mts. beim Wanderwart, Herrn Ruhrmann, Lehrwerkstatt, eingezahlt sein.

Preis Ausschreiben des L. T. S. V.

Um ein schönes Abzeichen für unseren Verein zu erhalten, wird ein Preis Ausschreiben veranstaltet. In dem Abzeichen sollen enthalten sein die Buchstaben S. und V., ferner ein Fahrrad oder ähnliches, das auf unseren Beruf schließen läßt. Der Entwurf muß in verschlossenem Umschlag bis zum 1. September bei Herrn Ruhrmann, Lehrwerkstatt, eingereicht werden.

Als Preise kommen drei wertvolle Bücher für die besten Entwürfe zur Verteilung.

Wanderung der Kyffhäuser-Jugend Welper.



Zu der eineinhalbtägigen Wanderung Wetter-Schalksmühle fanden sich leider nur 10 Jungmänner ein. Begünstigt vom Wettergott, fuhren wir am Samstag, den 24. Juli bis Oberwengern. Nach Verlassen des Zuges ging es über die Ruhrbrücke in Wetter, an den Gebäuden der Deutschen Maschinenfabrik vorbei dem Bahnkörper folgend zur Ruhrfähre, um uns dort übersetzen zu lassen. Durch Wiesen, — von den rechten Bergeshöhen grühte die Ruine der ehemaligen Burg Bolmarstein, die, ungefähr im Jahre 1170 als stärkste Burg Westfalens erbaut, im Jahre 1324 am St. Jakobi-Tag durch die Männer Graf Engelberts II. von der Mark erobert und zerstört wurde, — ging es zu dem schön gelegenen, gut erhaltenen Gutshof Ober-Hülsberg. Nach einigen Minuten nahm uns der Wald auf, in seinem Schatten ging es bergan. Das ungewohnte Steigen zauberte bei allen Teilnehmern kleine Bächlein an der Stirn hervor. Im Verlauf des Weges erreichten wir das idyllisch gelegene Dörchen Halle, hinter dem wir uns zur Rast niederließen. Nach dreiviertel Stunde erfolgte der Aufbruch, und kurze Zeit später erreichten wir unvermutet die wunderschön im dichtesten Walde gelegene Jugendherberge „Auf dem Hülsen im Biärge“, wo wir vom Herbergsleiter und Herbergsvater recht liebenswürdig aufgenommen wurden.

Die sehr sauberen Räumlichkeiten waren schnell vertraut. Ein Teil der Jungen wurde im Zimmer „Supp“, der andere im Zimmer „Ernst“ untergebracht. Nachdem die Rucksäcke abgelegt und leichte Schuhe angezogen waren, ging es hinaus zu frohem Spiel. Gar bald entdeckten wir, versteckt im Walde gelegen, einen Sportplatz, auf dem sich die Hasper Jugendgruppe tummelte. Die Bekanntschaft mit einer Hasper Jugendgruppe wurde hergestellt, die uns dann zu einem Handballspiel einlud. Unseren Jungen gebührt volles Lob, wußten sie sich doch nach anstrengender Wanderung gegen einen körperlich überlegenen Gegner zu behaupten und verließen mit ihrem ersten Siege von 5:4 Toren die Kampfstätte.

Nach einer ordentlichen Säuberung des Körpers nahmen wir in dem freundlichen Tagesraum die Abendmahlzeit ein. Ein Lied unseres unvergeßlichen Hermann Böns vereinte nochmals alle, dann suchte jeder sein Bett auf. Bei offenem Fenster, im tiefsten Walde, für manchen ungewohnt, erwarteten wir den Schlaf.

In der Ruhe des Waldes war deutlich Musik aus dem tiefliegenden Haspe zu hören, und eine seltsam friedliche Stimmung kam über mich, als die Klänge des Presselichen Welterliedes „Hier hab' ich so manches liebe Mal“ mein Ohr trafen. Am folgenden Morgen weckte ich die Jungen 5,15 Uhr. An einen frühen Abmarsch war jedoch nicht zu denken, denn der Regen, in diesem Jahre der unzertrennliche Reisebegleiter, hatte sich eingestellt. Einige fleißige Jungen, die am Abend vorher und auch jetzt den Stubendienst versahen, kochten schnell den Kaffee und bald mündeten Mutters Stullen vorzüglich. Das größte Ereignis für die Jungen, das ungewohnte Bettenmachen, wurde zur Zufriedenheit gelöst, wenn auch bei einigen der Versuch wiederholt werden mußte.

Als um 8 Uhr der Regen aufgehört hatte, brachen wir auf, doch kurz vor Haspe setzte er von neuem ein, stark genug, um uns zu zwingen, unter Bäumen Schutz zu suchen. Bald konnten wir die Wanderung fortsetzen, unter frohen Liedern ging es durch Haspe hinauf zur Hinnenberger Heide. Nach kurzer Rast in dem am Wege stehenden Wirtshaus, brachen wir nach Börbe auf, das nach 20 Minuten erreicht wurde. In südlicher Richtung ging es weiter nach Willringhausen, von der Höhe hatten wir eine ausgedehnte Fernsicht, die zu ruhigem Genießen gemahnte. Am Horizont erhoben sich die Berge um Lüdenscheid und im Tal unter uns lagen gar lieblich die sauberen Dörchen. In der gestauten Ennepe nahmen Schwimmer ihr Morgenbad. 1 Uhr mittags erreichten wir die Ennepetalperre. Die Mehrzahl der Jungen hatte noch keine Talsperre gesehen, bot sie doch, augenblicklich 10 Millionen Kubikmeter fassend, ein ungewohntes Bild. Hinter der Sperre war längere Rast. Der mitgeführte Nachkessel trat in Tätigkeit. Unter vielen Ratschlägen und Probieren wurde die einfachste Mahlzeit, Nudeln mit Wasser und Zucker, zubereitet, die gar herrlich mündete. Die Köche behaupteten, noch großartigere Leistungen in Hinblick des Speisezettels vollführen zu können, beim nächsten Male wird es sich ja zeigen. Einsetzender Regen verleidete noch einige Zeit die Mittagsruhe, ich ließ daher zum Abmarsch sammeln. Weiter ging es über Höhen und durch Täler, hin und wieder im prächtigsten Sonnenschein, zur Glörtalsperre. Nach Uberschreiten der Sperrmauer führte der Weg noch immer bergan, dann senkte er sich, und nach 40 Minuten erreichten wir, begleitet vom herrlichsten Sonnenschein und unter lustigen Liedern den Bahnhof Schalksmühle. Der

balb einlaufende Zug brachte uns dem Heimatdörfchen näher, gegen 9,30 Uhr abends waren alle daheim.

Gar lang noch wird die erste größere Wanderung für alle ein Erlebnis sein, die sich das nächste Mal gern anschließen und noch mehr Jungen zur Teilnahme aufmuntern werden. B. e. g.

Werks-Allerlei.

Familien-Nachrichten.

Geburten:

Ein Sohn: 31. 7.: Klaus — August Braunheim, Mech.-Werkt.; 30. 7.: Alfred — Otto Rautenberg, Modellschreinerei; 31. 7.: Günter — Karl Ebert, Mech.-Werkt.; 31. 7.: Hans — Heinrich Ruhrmann, Gießerei; 4. 8.: Herbert — Julius Porbed, Mech.-Werkt.; 4. 8.: Günter — Karl Rumb, Stahlformg.; 7. 8.: Paul — Paul Jansen, Walzwerk; 7. 8.: Rudolf — Emil Rohde, Stahlformg.-Schreinerei.

Eine Tochter: 3. 8.: Margot — Wilhelm Heuffen, Walzwerk; 7. 8.: Esther — August Gräwingholt, Mech.-Werkt.

Verheiratet:

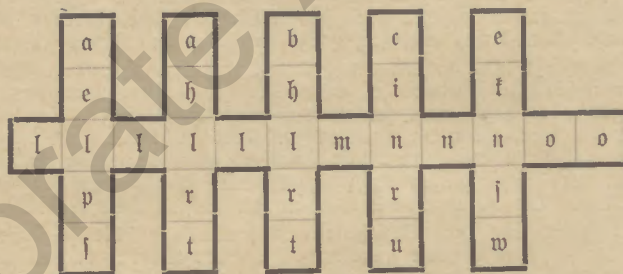
23. 7.: Wilhelm Schilling, Hammerwerk; 28. 7.: Valentin Weier, Koferei.

Sterbefälle:

30. 7.: Wladislaus Fraszal, Stahlwerk; 9. 8.: Karl Weinig, Walzwerk.

Rätsel-Ecke.

Balkenrätsel.



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Balken folgen des ergeben: 1. Erzeugnis der Hütte, 2. Späsmacher, 3. ein Geräusch, 4. französisch. Fluß, 5. Zeitvertreib. Sind die Balken richtig gefunden, so ergibt der Querbalken eine Abteilung der Heinrichshütte.

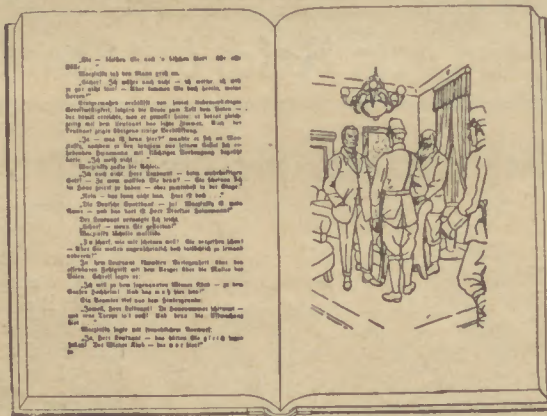
Auflösung des Silbenrätsels aus Nr. 14.

1. Sardinien; 2. Iduna; 3. Chamisso; 4. Rebus; 5. Elbe; 6. Gutenberg; 7. Edison; 8. Neapel; 9. Bussard; 10. Reiten; 11. Iwanow; 12. Norden; 13. Gounod; 14. Totenwoll; 15. Solingen; 16. Eduard; 17. Gewitter; 18. Extremitäten; 19. Nicolai.

Sich regen, bringt Segen.

Das grüne Fieber

Ein Zeitroman von Rudolf Eibershaus.



Die „Goslarsche Zeitung“ schreibt über diesen Roman:

„Ein Buch, das den Klante-Humbig und seine Voraussetzungen, die urteilslose Anbetung jedes pleonastischen Schwindlers durch die Masse in derb naturalistischer Schärfe geißelt. Keine Literatur;

eine Kapuziner-Predigt voll Zorn, Verachtung, Satyre und größter Wahrheit.

Wird das Buch von denen gelesen, an die es sich wendet, so darf es als eine Schrift bezeichnet werden, die geschrieben werden mußte.“

Preis des reich illustrierten Buches: stark broschiert Mk. 3,—
schön gebunden Mk. 4.50,

Zu beziehen gegen Voreinsendung des Betrages von

Alterswerk, G. m. b. H., Verlagsabteilung, Gelsenkirchen,
Wannerstraße 306.